

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-32055-4

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Victoria Holt
Das
Schloß
im
Moor

Roman

Titel der amerikanischen Originalausgabe
KIRKLAND REVELS
Erschienen bei Doubleday & Co., New York
Deutsch von Arno Ullmann

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
S. Fischer/Wolfgang Krüger Verlags GmbH, Frankfurt/M.
für die EBG Verlags GmbH, Kornwestheim
die Bertelsmann Club GmbH, Gütersloh
die Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau, Wien
und die Buch- und Schallplattenfreunde GmbH, Zug/Schweiz
Diese Lizenz gilt auch für die Deutsche Buch-Gemeinschaft
C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin · Darmstadt · Wien
© Victoria Holt 1962/
Deutsche Ausgabe: © Verlag Deutsche Volksbücher, Stuttgart 1964
Deutsche Neuausgabe: Wolfgang Krüger Verlag GmbH, Frankfurt/Main 1979
Umschlaggestaltung: Wolfgang Bethke/Foto: Photomedia/Bavaria
Gesamtherstellung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Printed in Germany · Bestellnummer: 05017 9

1. Kapitel

Ich lernte Gabriel und Freitag am selben Tag kennen und verlor sie seltsamerweise auch wieder gleichzeitig. Später dachte ich an den einen nie, ohne mich des anderen zu erinnern. Daß mein Leben ein Teil des ihren wurde, besagt schon etwas über mein Wesen, denn beide weckten meinen Schutzinstinkt. Bis zur Begegnung mit ihnen war ich gezwungen, *mich* zu beschützen, mit dankbaren Gefühlen entdeckte ich nun Schutzbedürfnis in anderen. Nie zuvor hatte ich einen Geliebten gehabt und nie einen Hund. Als sie beide in mein Leben eintraten, nahm ich sie willig ans Herz.

Ich erinnere mich deutlich an den Tag. Es war Frühling, ein frischer Wind wehte über die Moore. Nach dem Lunch war ich von Haus Glen weggeritten, und immer, wenn ich das Haus verließ, war ich froh, daß ich ihm entronnen war. Diese Empfindung beherrschte mich, seit ich von meiner Schule in Dijon nach Hause zurückgekehrt war; vielleicht bestand sie schon immer, nur daß ein junges Mädchen sie deutlicher spürt als ein Kind.

Das Haus war bedrückend. Wie konnte es anders sein – war es doch von jemandem beherrscht, den es nicht mehr gab. In den ersten Tagen nach meiner Rückkehr nahm ich mir vor, die Vergangenheit nie wieder Herr über mich werden zu lassen. Was mir auch immer geschähe, ich wollte nicht rückwärts blicken. Ich war damals neunzehn und hatte gelernt, der Gegenwart ins Gesicht zu sehen, die Vergangenheit zu vergessen und die Zukunft vertrauensvoll zu erwarten.

Heute verstehe ich, daß ich ein bereites Opfer für das Geschick war, das auf mich lauerte.

Sechs Wochen bevor es sich ereignete, war ich von der Schule zurückgekommen, in der ich vier Jahre verbracht hatte, ohne je zu

Hause gewesen zu sein. Ich lebte in Yorkshire, die Reise nach Hause durch halb Frankreich und England war lang und teuer und meine Erziehung kostspielig genug. Während der Schuljahre hatte ich mir in Gedanken ein Elternhaus aufgebaut, das bei weitem anders war als die Wirklichkeit. Daher der Schock bei meiner Ankunft.

Von Dijon war ich in Begleitung meiner Freundin Dilys Heston-Browne und ihrer Mutter gereist. Es geschah auf Wunsch meines Vaters; denn es war für eine junge Dame ungewöhnlich. Frau Heston-Browne brachte mich zur St.-Pancras-Station, setzte mich in ein Abteil Erster Klasse, und ich fuhr allein von London nach Harrogate. Dort sollte ich abgeholt werden.

Ich hatte meinen Vater an der Bahn erwartet. Ich hatte gehofft, daß Onkel Richard da sein würde, das aber war lächerlich, denn Onkel Richard hätte mich bestimmt in Dijon abgeholt, wenn er in England gewesen wäre.

Wer auf mich mit einem Jagdwagen wartete, war Jemmy Bell, meines Vaters Stallknecht. Es war ein anderer Jemmy als der, den ich zuletzt vor vier Jahren gesehen hatte, zwar runzlig, doch gleichwohl jünger. Zu entdecken, daß jemand, den ich so gut zu kennen glaubte, meinen Vorstellungen nicht mehr entsprach, war der erste kleine Schock.

Jemmy pfiff beim Anblick meines großen Koffers. »Dunnerlittchen, Fräulein Cathy«, sagte er, »sieht so aus, als ob Sie sich zu einer richtigen jungen Dame ausgewachsen hätten.«

Wieder ein Zeichen der Veränderung. In Dijon war ich Catherine oder Mademoiselle Corder gewesen, Fräulein Cathy schien der Name einer anderen Person zu sein.

Er sah sprachlos auf meinen flaschengrünen Samtreisemantel mit den Keulenärmeln und den breitkrepfigen mit einem Gänseblümchenkranz dekorierten Strohhut. Mein Anblick verblüffte ihn, er hatte nicht oft modische Kleidung in unserem Dorf gesehen.

»Wie geht es Vater?« fragte ich. »Ich hatte angenommen, daß er mich abholt.«

Jemmy schob die Unterlippe vor und schüttelte den Kopf. »Das Zipperlein plagt ihn«, sagte er, »kann das Rütteln vom Wagen nicht vertragen. Außerdem . . .«

»Außerdem was?« fragte ich hastig.

»Nun . . .«, Jemmy zögerte eine Zeitlang, »er ist gerade in der letzten Runde in einer schlechten Stimmung . . .«

Ein Angstschauer überlief mich, ich erinnerte mich der schlechten Strähnen, die durch meine Kinderjahre geisterten. »Bitte still sein, Fräulein Cathy, Ihr Vater hat seine schlechte Stimmung . . .« Sie hatten sich mit Regelmäßigkeit auf dem Haus niedergelassen, diese schlechten Strähnen, und wenn sie erschienen, gingen wir auf Zehenspitzen und unterhielten uns flüsternd.

Mein Vater war dann verschwunden; wenn er wieder unter uns auftauchte, war er blasser als sonst und hatte tiefe Schatten unter den Augen; er schien nicht zu hören, wenn er angesprochen wurde. Er ängstigte mich. In der Schule hatte ich die schlechten Stimmungen aus meiner Erinnerung verdrängt.

»Ist mein Onkel nicht zu Hause?« fragte ich schnell. Jemmy schüttelte den Kopf. »Hat sich länger als sechs Monate nicht sehen lassen. Wird wohl noch seine anderthalb Jahre wegbleiben.«

Ich nickte. Onkel Richard war Schiffskapitän, er hatte mir geschrieben, daß er auf der anderen Seite des Globus viele Monate zu tun hätte.

Ich war niedergeschlagen. Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte er mich zu Hause empfangen!

Wir fuhren über erinnerungsträchtige Straßen. Ich sann über das Haus nach, in dem ich gelebt hatte, bis Onkel Richard beschloß, mich in die Schule zu geben. Ich hatte Vater mit Onkel Richards Zügen ausgestattet, hatte das alte Spinnweb vergangener Zeiten weggefegt, um die helle Sonne einzulassen. Das Haus, von dem ich meinen Freundinnen erzählt hatte, war ein Traumhaus gewesen, nicht das wirkliche.

Diese Zeit war vorüber. Meine Wunschträume versanken, ich hatte aufzuwachen.

»Sie sind aber schweigsam, Fräulein Cathy«, sagte Jemmy.

So war es. Ich war zum Reden nicht aufgelegt. Fragen bedrängten mich, aber ich sprach sie nicht aus, weil ich wußte, daß Jemmys Antworten nicht die sein würden, die ich brauchte. Ich mußte sie selbst herausfinden.

Wir wanden uns durch Feldwege, die so eng waren, daß ich achtgeben mußte, damit das Astwerk mir nicht den Hut vom Kopf streifte. Bald würde sich die Szene ändern und wir von den säuberlichen Feldern und schmalen Fahrwegen in eine wildere Landschaft überwechseln, das Pferd würde kräftig zu klettern haben und ich den Geruch der freien Moore spüren. Bei dem Gedanken an sie stieg Freude in mir auf, ich verstand plötzlich, daß ich Heimweh nach ihnen gehabt hatte, seit ich sie verließ.

Jemmy mußte gemerkt haben, daß meine Miene sich aufhellte, er sagte: »Jetzt gleich, Fräulein Cathy.«

Und da war unser Dorf, Glengreen – ein paar Häuser um die Kirche geschart, das Wirtshaus, der Markt und die Hütten. Weiter fuhren wir, an der Kirche vorbei auf die weiße Toreinfahrt zu, durch die Allee, und da lag Haus Glen vor mir, kleiner, als ich es im Gedächtnis hatte, mit geschlossenen Fensterläden, durch die die Spitzenvorhänge erkennbar waren. Ich wußte, daß hinter den Fenstern schwere Samtportieren hingen, die keinen Lichtstrahl durchließen.

Wäre Onkel Richard zu Hause gewesen, hätte er die Vorhänge zurückgezogen, die Läden aufgestoßen, Fanny hätte geklagt, daß die Sonne die Möbel ausbleicht . . . und Vater hätte nicht einmal hingehört.

Als ich aus dem Wagen stieg, kam Fanny, die uns hatte ankommen hören, aus dem Haus, um mich zu begrüßen.

Sie war ein deftiges Exemplar einer Yorkshire-Frau, die hübsch hätte sein können, es aber nicht war. Vielleicht hatten die Jahre in unserem Haus sie ausgebleicht.

Sie sah mich prüfend an und sagte in ihrem trockenen Akzent: »Du bist dünn geworden da drüben.«

Ich lächelte. Es war ein seltsamer Empfang von jemandem, der mich vier Jahre nicht gesehen hatte und für mich die einzige »Mutter« gewesen war, an die ich mich erinnern konnte. Aber so hatte ich es erwartet. Fanny war niemals zärtlich mit mir umgegangen; ihre Gefühle zu zeigen, hätte sie »affig« gefunden, wie sie es ausdrückte. Nur wenn sie etwas auszusetzen hatte, kam sie aus sich heraus. Aber sie kannte meine einfachen Bedürfnisse genau; sie sorgte gewissenhaft für meine Ernährung und Kleidung, erlaubte mir aber keine Rüschen und Krausen und das, was sie »Firlfanz« nannte. Sie hielt sich etwas darauf zugute, einem die Wahrheit direkt ins Gesicht zu sagen und ihre Meinung offen auszusprechen – die oft brutal war. Damals war ich Fannys guten Seiten gegenüber gewiß nicht blind, bangte aber nach ein wenig, wenn auch gespielter, Zuneigung. Die Erinnerung an Fannys Art stieg in mir auf. Als sie meine Kleidung musterte, zuckte ihr Mund in einer Weise, die ich nicht vergessen hatte. Sie konnte fast nie vergnügt lächeln, um so mehr aber eine Grimasse amüsiertes Verachtung zeigen.

»So was trägt man also dort drüben?«

Ich nickte kühl. »Ist Vater zu Hause?«

»Hallo, Cathy . . .« Es war seine Stimme, er kam die Treppe zur Halle herunter. Er sah blaß aus, mit Schatten unter den Augen. Zum erstenmal sah ich ihn mit den Augen des Erwachsenen und dachte: Er sieht ratlos aus.

»Vater!«

Wir umarmten uns. Obgleich er sich bemühte, Wärme zu zeigen, spürte ich, daß sie nicht von Herzen kam. Ich hatte das Gefühl, daß meine Heimkehr ihn nicht freute, daß er es lieber gehabt hätte, wenn ich in Frankreich geblieben wäre.

Und nach fünf Minuten in der düsteren Halle war es wieder da: die Bedrückung und die Sehnsucht, dem allen zu entfliehen.

Wie anders wäre meine Rückkehr gewesen, hätte Onkel Richard mich erwartet.

Das Haus umfing mich wieder. Ich ging in mein Zimmer, wo Sonnenstrahlen durch die Spalten der Fensterläden drangen. Ich öffnete Fenster und Läden, Licht durchflutete den Raum. Es lag im Obergeschoß, ich blickte auf das Moor, Freude überfiel mich. Es war unverändert, es entzückte mich. Wie oft war ich jubelnd auf meinem Pony dort hinausgeritten, begleitet von einem der Stallknechte. Wenn Onkel Richard zu Hause war, ritt *er* mit mir. Wir kanterten und galoppierten, unsere Gesichter dem Wind dargeboten. Wir hielten bei der Schmiede, setzten uns, ein Pferd wurde beschlagen, wir tranken ein Glas von Tom Entwhistles hausgemachtem Wein, den Geruch von gesengtem Horn in der Nase. Es macht mich ein wenig schwindlig, ein großartiger Spaß für Onkel Richard.

»Kapitän Corder, Sie sind mir einer, ja, das sind Sie wirklich«, sagte Tom Entwhistle viele Male zu Onkel Richard.

Ich hatte herausgefunden, daß Onkel Richard mich genauso wünschte, wie er selbst war; da ich dasselbe wollte, waren wir uns einig.

Meine Gedanken wanderten zurück zu den alten Tagen. Morgen werde ich wieder in die Moore reiten . . . diesmal allein.

Wie endlos schien doch dieser erste Tag! Ich strich durch das Haus, durch all die Räume, die dunklen Zimmer, aus denen die Sonne ausgeschlossen war. Wir hatten zwei ältliche Bedienstete, Janet und Mary, bleiche Schatten Fannys. Aber das war verständlich, sie hatte sie gewählt und ausgebildet. Jemmy Bell hatte zwei Jungen als Stallgehilfen, sie sorgten auch für den Garten. Mein

Vater war ohne eigentlichen Beruf – das, was man einen Gentleman nannte. Er hatte Oxford mit Auszeichnung beendet, ein wenig doziert, als passionierter Archäologe in Griechenland und Ägypten gearbeitet, nach seiner Verheiratung war meine Mutter mit ihm gereist, sie hatten sich kurz vor meiner Geburt in Yorkshire niedergelassen, wo Vater beabsichtigte, über archäologische und philosophische Sujets zu schreiben. Er hatte auch etwas Künstlerisches an sich.

Die Schwierigkeit meines Vaters bestand nach Onkel Richards Meinung darin, daß er *zu* begabt war, wohingegen er, Onkel Richard, zu nichts taugte und deshalb zur See gegangen war.

Wie oft doch hatte ich gewünscht, Onkel Richard möchte mein Vater sein!

Mein Onkel lebte zwischen zwei Reisen bei uns, er war es, der mich in der Schule besuchte. Wie er in dem kühlen, weißgetünchten Empfangsraum stand, wohin Madame la Directrice ihn geleitet hatte, mit gespreizten Beinen, die Hände in den Taschen, als ob ihm die Welt gehörte. Wir waren sehr ähnlich geartet, und ich war überzeugt, daß sich unter dem wuchernden Bart ein Kinn so ausgeprägt wie das meine verbarg.

Er hatte mich hochgehoben, wie er es schon mit dem Kind getan hatte. Ich glaubte, er würde mit mir als alter Frau genauso verfahren. Es war seine Art, mir mitzuteilen, daß ich sein »Spezi« war . . . wie er der meine. »Behandeln sie dich gut?« fragte er, mit wildem Blick, bereit, sich mit jedem zu schlagen, der es nicht tat.

Er führte mich aus, kutscherte mich in einem gemieteten Wagen durch die Stadt, kaufte mir neue Kleider, weil er bemerkt hatte, daß meine Mitschülerinnen eleganter als ich angezogen waren. Lieber Onkel Richard! Er versorgte mich laufend mit Geld. Das war der Grund, warum ich mit einem Koffer voller Kleider nach Hause kam, die, nach der Versicherung der Couturière aus Dijon, direkt aus Paris stammten.

Aber ich kannte mich und war sicher, daß Kleider mich wenig zu ändern vermochten. Ich ruhte in mir, daran konnten auch Pariser Modelle nichts ändern. Ich war sehr verschieden von den Mädchen, mit denen ich in meinen Dijoner Jahren eng zusammengelebt hatte. Dilys Heston-Browne sah einer Londoner Saison entgegen, Marie de Freece würde in die Pariser Gesellschaft eingeführt werden. Die beiden waren meine Busenfreundinnen; bevor wir auseinandergingen, hatten wir uns lebenslang Freundschaft geschworen. Ich zweifelte, ob ich sie je wiedersehen

würde. Das war die Wirkung von Haus Glen und dem Moor. Hier sah ich der harten Wahrheit ins Gesicht, wie unromantisch, wie unfreundlich auch immer sie sein mochte.

Der erste Tag schien nicht zu enden. Nach der ereignisreichen Reise lebte ich im brütenden Schweigen des Hauses, als hätte sich nichts geändert, seit ich es verließ. Und war eine Änderung zu spüren, so darum, weil ich das Leben mit den Augen eines Erwachsenen und nicht mehr mit denen eines Kindes ansah.

In der Nacht konnte ich nicht einschlafen. Ich lag und dachte an Onkel Richard, meinen Vater, Fanny, die Hausgenossen. Es erschien mir eigenartig, daß Vater geheiratet und eine Tochter hatte, Onkel Richard dagegen Junggeselle geblieben war. Ich erinnerte mich an Fannys verzerrten Mund, wenn sie von Onkel Richard sprach, ihre Miene, die besagte, daß sie mit seiner Art zu leben nicht einverstanden und überzeugt war, es werde eines Tages ein schlechtes Ende mit ihm nehmen. Nun verstand ich. Onkel Richard hatte keine Frau gehabt, sicherlich aber eine Menge Freundinnen. Ich hatte einmal seinen scheuen Blick aufgefangen, mit dem er Tom Entwistles Tochter ansah, ein Mädchen, über das die Leute sich die Mäuler zerrissen. Ich war Zeuge mancher »schönen Augen«, die er Frauen gemacht hatte.

Aber er besaß keine Kinder, und so hatte der Lebenshungrige sich der Tochter des Bruders angenommen und behandelte sie wie seine eigene.

Bevor ich in dieser Nacht zu Bett ging, hatte ich mein Gesicht im Spiegel der Frisiertoilette geprüft. Die Kerzenbeleuchtung ließ es – obschon nicht schön und nicht einmal hübsch – weich erscheinen. Meine Augen waren grün, mein Haar schwarz und glatt; wenn ich es löste, fiel es schwer auf die Schultern. So getragen, würde es um vieles attraktiver sein, als in zwei Flechten um den Kopf gelegt. Mein Gesicht war blaß, die Backenknochen hoch, mein Kinn markant und aggressiv. Was wir erleben, dachte ich, hinterläßt eine Spur auf unseren Gesichtern. Das meine war das Gesicht eines Menschen, der sich behaupten mußte. Ich habe zeit meines Lebens gekämpft. Vor allem in jenen Tagen der Kindheit, wenn Onkel Richard nicht zu Hause war – und er war die meiste Zeit abwesend. Ich war ein derbes Kind mit zwei dicken schwarzen Zöpfen und trotzigen Augen. Jetzt wußte ich, warum ich mich in dem stillen Haushalt so angriffslustig aufgeführt hatte, ich vermißte unbewußt etwas, und weil ich in der Schule gewesen war, wo ich Einblick in das Familienleben anderer be-

kam, war mir aufgegangen, was das Kind damals gesucht hatte: Liebe. Weil ich keine Liebe fand, war ich trotzig und zornig. Ich erfuhr sie in einer gewissen Weise nur, wenn Onkel Richard zu Hause war. Er behandelte mich mit überschwenglicher, besitzungstüchtiger Zuneigung – aber es war nicht die wärmende Liebe von Eltern.

Vielleicht wußte ich das in jener ersten Nacht noch nicht, sondern erst viel später; vielleicht war es eine nachträgliche Erklärung für die Heftigkeit, mit der ich mich in die Beziehung zu Gabriel stürzte.

Aber etwas geschah mir in dieser Nacht. Ich schlief lange nicht ein und wurde durch eine Stimme aus dem Halbschlaf geweckt, wobei ich nicht sicher war, ob ich sie wirklich gehört oder geträumt hatte.

»Cathy!« rief die Stimme flehentlich und schmerzvoll. »Cathy, kehre zurück.«

Erschreckt fuhr ich auf, nicht weil ich meinen Namen hörte, sondern der sehnsüchtigen Traurigkeit wegen, mit der er ausgerufen worden war.

Mein Herz schlug heftig, es war das einzige Geräusch in dem so vollkommen stillen Haus.

Ich saß lauschend. Dann fiel mir ein, daß ich schon einmal, bevor ich nach Frankreich gegangen war, in der Nacht wach wurde, weil ich dachte, jemand hätte nach mir verlangt.

Es überlief mich kalt. Nein, ich hatte nicht geträumt, jemand *hatte* meinen Namen gerufen.

Ich stand auf und steckte eine Kerze an. Ich ging zum Fenster, das ich weit offen gelassen hatte. Nach landläufiger Meinung war Nachtluft schädlich. Fenster sollten während des Schlafs dicht geschlossen bleiben. Aber ich war so begierig, die frische Morgenluft zu atmen, daß ich mich um die Sitte nicht kümmerte. Ich lehnte mich hinaus und blickte auf das Fenster gerade unter mir. Es war, wie seit je, das Zimmer meines Vaters.

Nun hellwach, verstand ich, daß der Ruf wie der in jener Kindheitsnacht von meinem Vater gekommen war, der im Schlaf nach Cathy verlangte.

Auch meine Mutter hieß Catherine. Meine Erinnerung an sie ist verblaßt, es ist mehr die an eine Erscheinung als an einen Menschen von Fleisch und Blut. Oder bildete ich es mir ein? Sie mußte mich einmal so fest in ihren Armen gehalten haben, daß ich aufschrie, weil mir der Atem ausging. Dann war alles vorbei, und mir

war, als hätte ich sie von da an nie wieder gesehen, als ob nie wieder jemand mich umarmt hätte, weil ich mich laut gewehrt hatte, als sie es tat.

Woher kam Vaters Trauer? Träumte er, nach all den Jahren, immer noch von der Toten? Vielleicht ging etwas von mir aus, das ihn an sie erinnerte, das war möglich, ja ziemlich sicher. Vielleicht hatte meine Heimkehr alte Erinnerungen wachgerufen, alte Schmerzen, die er lieber vergessen hätte.

Lang waren die Tage, still das Haus. Es war ein Haushalt betagter Leute, Menschen, deren Leben der Vergangenheit angehörte. Die alte Auflehnung rührte sich in mir. In dieses Haus gehörte *ich* nicht.

Ich sah meinen Vater bei den Mahlzeiten, nach denen er sich in sein Arbeitszimmer zurückzog, um an dem Buch weiterzuschreiben, das nie beendet werden würde. Fanny kümmerte sich um den Haushalt, gab mit den Händen und Augen Anordnungen. Sie war eine Frau, die mit Zungen- und Lippengeräuschen kommandieren konnte. Die Dienerschaft fürchtete sich vor ihr, sie hatte Entlassungsvollmacht und hielt sie mit der Drohung herannahenden Alters in Schach, mit der Anspielung auf Beschäftigungslosigkeit, wenn sie die Stellung bei uns verlieren würden.

Nie war ein Stäubchen auf den Möbeln zu entdecken. In der Küche duftete es zweimal wöchentlich nach frisch gebackenem Brot – der Haushalt lief wie geölt. Wie sehnte ich mich nach ein wenig Unordnung!

Das Schulleben fehlte mir, das mir im Vergleich mit meines Vaters Haus als eine Kette erregender Abenteuer vorkam. Ich stellte mir das Zimmer vor, das ich mit Dilys Heston-Browne geteilt hatte, der Klang von Mädchenstimmen im Schulhof, die regelmäßigen Glockenzeichen, Zeugnisse einer lebendigen Gemeinschaft, zu der man gehörte, Gelächter, Geheimnisse, die man getauscht, Schauspiel und Komödie eines Lebensabschnitts, der rückblickend so begehrenswert heiter gewesen war.

Während dieser Jahre war ich bei mehreren Gelegenheiten von Freunden, denen ich in meiner Einsamkeit leid tat, auf Ferienreisen mitgenommen worden. Einmal fuhr ich mit Dilys und ihrer Familie nach Genf, ein andermal nach Cannes. Aber nicht die Schönheit des Sees noch die blauesten aller Meere mit dem Hintergrund der Alpes Maritimes machten den größten Eindruck auf

mich, sondern die engen Familienbande zwischen Dilys und ihren Eltern, die sie als selbstverständlich hinnahm und die mich mit Neid erfüllten.

Das Gefühl der Einsamkeit überfiel mich nur selten, meist wanderte, ritt, badete und spielte ich mit Dilys und ihrer Schwester, als sei ich eine der Ihren.

In einer Ferienwoche, in der alle anderen Schülerinnen abgereist waren, nahm mich eine Lehrerin mit nach Paris. Das war etwas ganz anderes als die Ferienfreuden mit der vergnügten Dilys und ihrer ausgelassenen Familie, denn Mademoiselle Dupont war entschlossen, meine kulturelle Erziehung nicht zu vernachlässigen. Ich lachte nun, als ich an jene überladene Woche dachte, an die Stunden im Louvre vor den alten Meistern, die Bildungsreise nach Versailles. Mademoiselle duldete keine Zeitverschwendung. Am stärksten aber ist mir in Erinnerung geblieben, was sie ihrer Mutter über mich erzählte – ich war »die arme Kleine, die während der Ferien in der Schule zurückgelassen worden war, weil sie niemand hatte, zu dem sie gehen konnte«.

Das zu hören, betrückte mich tief und verstärkte mein verzweifeltes Alleinsein. Ich war unerwünscht, die Mutterlose, deren Vater keinen Wert darauf legte, daß sie in den Ferien nach Hause kam. Aber ich vergaß schnell, wie Kinder es können, und verlor mich bald in den Entzückungen des Quartier Latin, die Magie der Champs-Élysées und den Anblick der Schaufenster der Rue de la Paix.

Es war ein Brief Dilys', der Heimweh nach diesen Tagen in mir auslöste. Sie bereitete sich auf die Londoner Saison vor, das Leben hielt für sie alle Versprechungen bereit. Sie schrieb: »Meine liebe Catherine, ich habe kaum eine Minute für mich. Ich wollte Dir schon vor einer Ewigkeit schreiben, aber immer war etwas, das mich abhielt. Meine Sitzungen bei der Schneiderin reißen nicht ab, hier ist Maß zu nehmen, da anzuprobieren. Ach, wenn Du doch meine Kleider sehen könntest! Madame würde mir ihre Mißbilligung ins Gesicht schreien. Aber Mutter hat sich in den Kopf gesetzt, daß ich gesehen werden soll. Sie komponiert Listen der Leute, die zu meinem ersten Ball geladen werden sollen. Jetzt schon, stell Dir vor! Wie wünsche ich, daß Du bei mir wärst! Nun erzähle mir von *Dir* . . .«

Ich konnte mir Dilys und ihre Familie in ihrem Haus in Knightsbridge, mit den Stallungen dahinter nahe beim Park, gut vorstellen. Wie verschieden ihr Leben von dem meinen war!

Ich machte verschiedene Ansätze zu einem Brief an sie, aber was hatte ich ihr zu berichten: innere Not und Melancholie. Dily würde nicht verstehen, was es heißt, keine Mutter zu haben, die für einen Zukunftspläne macht, und einen Vater, der von seinen eigenen Problemen so beansprucht ist, daß er nicht einmal meine Gegenwart zur Kenntnis nimmt. So ließ ich es denn.

Ich fand das Haus von Tag zu Tag unerträglicher und verbrachte die meiste Zeit im Freien. Ich ritt täglich aus. Fanny lächelte über mein Reitkostüm, das letzte Pariser Modell und ein Geschenk Onkel Richards, aber es war mir gleichgültig.

Eines Tages sagte sie: »Dein Vater verreist heute.« Ihr Gesicht war eine Maske, völlig ausdruckslos, mit Absicht so, wie ich begriff. Ob sie mit dieser Reise einverstanden war oder nicht, war nicht zu erkennen – nur daß sie mit einem Geheimnis zurückhielt, das ich jedenfalls nicht erfahren sollte.

Dann erinnerte ich mich, daß es immer Zeiten gab, in denen Vater über Nacht abwesend war und erst am nächsten Tag zurückkehrte. Auch dann bekamen wir ihn nicht zu sehen; er schloß sich in seinem Zimmer ein, die Mahlzeiten wurden ihm hinaufgebracht. Erschien er wieder, sah er sehr verstört aus und war noch einsilbiger denn je.

»Ich erinnere mich«, sagte ich zu Fanny, »er geht also noch . . . davon?«

»Regelmäßig«, antwortete sie, »einmal im Monat.«

»Fanny«, fragte ich eindringlich, »wohin geht er?«

Fanny hob die Schultern, wie um anzudeuten, daß das sie und mich nichts angehe, aber ich glaubte, daß sie es wußte.

Den ganzen Tag dachte ich an ihn und grübelte. Dann kam mir eine Erleuchtung. Vater war noch nicht sehr alt . . . um die Vierzig herum. Es war möglich, daß Frauen ihm noch etwas bedeuteten, obwohl er nie wieder geheiratet hatte. Ich hielt mich für weltklug und hatte über das Leben mit meinen Schulfreundinnen geredet, die, meist Französinen, in diesen Dingen um vieles aufgeklärter waren als Engländerinnen. Wir hielten uns für sehr erfahren. Das war es – mein Vater mußte eine Geliebte haben, die er regelmäßig besuchte, aber nicht heiraten würde, weil sie meine Mutter nicht ersetzen konnte. Nach dem Besuch bei dieser Frau kehrte er reuig zurück, weil er meine schon lange tote Mutter noch immer liebte und glaubte, ihr Andenken entheiligt zu haben.

Er kam am nächsten Abend wieder, und alles spielte sich so ab, wie ich es schon kannte. Ich sah ihn nicht bei seiner Rückkehr; ich